

7 Methodologie und Methoden

7.1 Interpretation – Rekonstruktion – Reflexivität

Die Art und Weise, wie in Teil II die Konzepte Generation, Biographie und Geschlecht als soziale Konstruktionen expliziert wurden, setzt ein bestimmtes Verständnis sozialer Wirklichkeit voraus, wie es vornehmlich in den Theorietraditionen des Sozialkonstruktivismus (Berger/Luckmann 1969) und der soziologischen Phänomenologie im Anschluss an Alfred Schütz zu finden ist. Dies hat entsprechende method(olog)ische Voreinstellungen bei der empirischen Annäherung an diese Wirklichkeit zur Folge.

Das Programm der vorliegenden Untersuchung bewegt sich im Rahmen des Interpretativen Paradigmas (Wilson 1973), das die Interpretationsleistungen der handelnden Subjekte zum Ausgangspunkt der Analyse sozialen Handelns macht. Wilson schließt damit an das Handlungsmodell des in Abgrenzung zu behavioristischen Modellen entwickelten Symbolischen Interaktionismus an. Dessen Prämissen formuliert Herbert Blumer (1973) folgendermaßen:

„Die erste Prämisse besagt, dass Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen‘ wird hier alles gefasst, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder einen Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die zweite Prämisse besagt, dass die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, dass diese Bedeutung in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinan-

dersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden“ (Blumer 1973: 81).

Damit geht eine bestimmte Auffassung sozialer Wirklichkeit einher: Diese konstituiert sich erst in den Deutungsprozessen und im interaktiven Handeln der Subjekte. Mit dieser Auffassung der Konstruiertheit von Realitäten wiederum verbindet sich ein Forschungsprogramm, dessen methodologische Eckpunkte in Anlehnung an Dausien (vgl. 2002: 165ff) mit den Begriffen Interpretation, Rekonstruktion und Reflexivität markiert werden können.

Interpretation ist im Rahmen des erläuterten Interpretativen Paradigmas „Grundannahme über menschliches Verhalten und wissenschaftliche Methode zugleich“ (Treibel 2000: 112). In der Analyse der komplexen interpretativen Leistungen sozialer AkteurInnen, in denen gesellschaftliche Wirklichkeit produziert wird, lassen sich Forschende auch selbst interpretierend und konstruierend auf diese Wirklichkeit ein. Was dabei wissenschaftliche Konstruktionen ausmacht, wurde wiederholt mit dem Modell der Rekonstruktion beschrieben (vgl. etwa Bohnsack 2000; Dausien 2002; Flick 1999; 2003). Die AutorInnen greifen dabei auf Alfred Schütz' Ausführungen „zur Methodologie der Sozialwissenschaften“ (1971) zurück. Ausgehend von der Konstruiertheit der sozialen Welt und den ihr zugrunde liegenden Interpretationsleistungen der beteiligten Subjekte formuliert er als „erste Aufgabe der Methodologie der Sozialwissenschaften, die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet“ (ebd. 68). Dabei wird die „Wirklichkeit des täglichen Lebens“ zum maßgeblichen Feld, auf das sich wissenschaftliche Theoriebildung auf eine bestimmte Art und Weise bezieht:

„Um diese soziale Wirklichkeit zu erfassen, müssen die vom Sozialwissenschaftler konstruierten gedanklichen Gegenstände auf denen aufbauen, die im Alltagsverstand des Menschen konstruiert werden, der sein tägliches Leben in der Sozialwelt erlebt. Daher sind die Konstruktionen der Sozialwissenschaften sozusagen Konstruktionen zweiten Grades, das heißt Konstruktionen von Konstruktionen jener Handelnden im Sozialfeld, deren Verhalten der Sozialwissenschaftler beobachten und erklären muß, und zwar in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft“ (ebd.).

In diesem Zitat wird zunächst deutlich, dass sozialwissenschaftliche Forschung an die Alltagswelt anschließt, dort ihren Gegenstand aber nicht einfach vorfindet. Er ist ebenfalls eine Konstruktion und entsteht erst durch seine Erfassung und Thematisierung mit wissenschaftlichen Methoden und Begrifflichkeiten. Das impliziert nicht nur, dass die theoretische Reformulierung von alltagsweltlichen Konstruktionen nicht in einem Abbildungsverhältnis zur sozialen Wirklichkeit steht. Es impliziert auch, dass dem

Moment der Reflexivität im Forschungsprozess eine besondere Bedeutung zukommt. Die Wahl des methodischen Zugriffs und der theoretischen Einbindung muss transparent gemacht und in ihrer den Gegenstand konstituierenden Wirkung expliziert werden.

Dies darf allerdings nicht dazu führen, dass sich sozialwissenschaftliche Forschung in einer Art theoretisch und methodisch naiven Zurückhaltung auf eine Reproduktion alltagsweltlicher Konstruktionen beschränken sollte. Bettina Dausien betont,

„dass ‚Rekonstruktion‘ in der Schütz’schen Tradition gerade kein unkritisches Nachvollziehen und Affirmieren alltagsweltlicher Ordnungskategorien und Sinnstrukturen meint (‚Reproduktion‘), sondern eine reflexive, kritisch-analytische Rekonstruktion von Konstruktionen ‚ersten Grades‘ sowie der Bedingungen, unter denen diese hergestellt und relevant gemacht werden, ausbleiben oder sich verändern“ (Dausien 2002: 170f).

Die Bezeichnung solcher Rekonstruktionen als Konstruktionen zweiten Grades soll jedoch keine Überlegenheit der wissenschaftlichen gegenüber der alltagsweltlichen Konstruktion suggerieren.¹ Die sozialwissenschaftliche Beobachterin verfügt nicht über einen in irgendeiner Weise privilegierten Zugang zu sozialer Wirklichkeit, noch über einen vom beobachteten Gegenstand unabhängigen Außenstandpunkt, der ‚Objektivität‘ verbürgen könnte – oder, um eine Formulierung von Gudrun Axeli Knapp aufzugreifen: „Die Bedingungen des Erkennens gehören selber dem Zusammenhang dessen an, was begriffen werden soll“ (Knapp 2001: 21; vgl. Dausien 2002: 166ff). Die Art und Weise, wie sich rekonstruktive Forschung von ihrer Verortung innerhalb dieses Zusammenhangs aus auf ihren Gegenstand bezieht, muss immer wieder einer Reflexion unterzogen werden.

Darüber hinaus ist auch wissenschaftliches Forschen als soziale Praxis zu betrachten, die nicht außerhalb des Zusammenhangs steht, auf den sie ihre analytischen Anstrengungen richtet. Dieser Anspruch auf Reflexivität bezieht sich, wie Dausien (vgl. 2002: 167) unter Bezugnahme auf Blumer betont, auf die Gesamtheit des Forschungsprozesses. In diesem Sinne umfasst das „empirische Programm“ des Konstruktivismus, wie es etwa von Knorr-Cetina (1989) formuliert wurde, gar eine „Selbstanwendung“ (ebd.: 93f) und fordert, dass Forschung ihren analytischen Blick auch auf sich selbst richtet.

1 Noch deutlicher wird dies im Konzept der „Ko-Konstruktion“ bei Paul Mecheril (2003: 43). Hier bleiben sozialwissenschaftliche Texte auf alltagsweltliche Konstruktionen bezogen, indem sie alltagsweltliche Texte als „Medium“ (ebd.: 32) nutzen. Die „Modelle“ (ebd.: 42) subjektiver Realität, die sie präsentieren, unterscheiden sich von alltagsweltlichen Konstruktionen jedoch hauptsächlich durch ihre (in diesem Fall sozialwissenschaftliche) Perspektivität (vgl. ebd.: 32ff).

7.2 Gegenstandsbezogene Theoriebildung

Das Konzept einer interpretativen, rekonstruktiven und reflexiven Forschung, das die methodologische Basis der vorliegenden Untersuchung bildet, legt ein bestimmtes Verhältnis von Theorie und Empirie nahe, das sich vom dem in vielen Bereichen empirischer Forschung dominanten hypothetiko-deduktiven Modell abhebt:

„Ausgehend von dem Fokus in der qualitativen Sozialforschung, die Interpretationen der sozialen Akteure zugrunde zu legen, geht es in der Verbindung von Theorie und Empirie nicht wie in der quantitativen Forschung darum, im deduktiven Verfahren Theorie-Hypothesen an einem bestimmten Material zu überprüfen, zu verifizieren oder eventuell zu falsifizieren, sondern es geht um die Generierung von Theorie aus den Interpretationen des empirischen Materials“ (Felden 2003: 129).

Wissenschaftliche Konstruktionen werden also nicht vorausgesetzt, sondern schließen auch insofern an alltagsweltliche Konstruktionen an, als sie in der Auseinandersetzung mit ihnen entwickelt werden. Am empirischen Material sollen neue Einsichten gewonnen, Zusammenhänge entdeckt und Hypothesen formuliert werden.

Die Forschungslogik, der eine solche Form der Theoriebildung folgt, lässt sich in Abgrenzung von einem deduktiven oder induktiven Verfahren als abduktiv beschreiben. Der auf Charles S. Peirce zurückgehende Begriff der Abduktion als logisches Schlussverfahren wurde von Autoren wie Jo Reichertz (z.B. 1993; 1999) und Udo Kelle (1994) in ein methodologisches Prinzip sozialwissenschaftlicher Forschung überführt. Reichertz beschreibt die Theoriebildung entlang einer abduktiven Logik wie folgt:

„Etwas Unverständliches wird in den Daten vorgefunden und aufgrund des geistigen Entwurfs einer *neuen* Regel wird sowohl die Regel gefunden bzw. erfunden und zugleich klar, was der Fall ist. Die logische Form dieser Operation ist die der *Abduktion*. Hier hat man sich (wie bewusst auch immer und aus welchen Motiven auch immer) entschlossen, der bewährten Sicht der Dinge nicht mehr zu folgen.

Eine solche Bildung eines neuen ‚type‘, also die Zusammenstellung einer neuen typischen Merkmalskombination ist ein kreativer Schluss, der eine neue Idee in die Welt bringt. Diese Art der Zusammenschließung ist nicht zwingend, eher sehr waghalsig. [...] Die Abduktion ist also ein mentaler Prozess, der das zusammenbringt, von dem man nie dachte, dass es zusammen gehört“ (Reichertz 1999: 54; Herv. i. O.).

Das Problem dieser Forschungslogik ist, dass sie sich nicht in ein formalisiertes Verfahren übertragen lässt; Reichertz betont, dass sich abduktive Schlüsse „unerwartet wie ein Blitz“ einstellen und „sich nicht willentlich herbeizwingen“ (ebd.) lassen. Allerdings sieht er in einer bestimmten

„Haltung“ (ebd.: 57) der Forschenden die Basis und notwendige Voraussetzung für abduktive Schlüsse. Den Kern dieser Haltung, die es im Forschungsprozess einzunehmen gilt, macht nach Reichertz im Wesentlichen dreierlei aus: Informiertheit, Ernstnehmen der Daten und die Bereitschaft, von bisherigen Überzeugungen abzusehen (vgl. ebd.: 57f).

Ein methodologisches Rahmenkonzept, für das der Gedanke der Abduktion von zentraler Bedeutung ist, das aber ausgearbeitetere Strategien zur Verfügung stellt, um sich im Forschungsprozess in eine ‚abduktive Haltung‘ hineinzubegeben, ist das der Grounded Theory nach Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (erstmalig 1967). Einige Ideen dieses Konzepts sind für das Verhältnis von Theorie und Empirie, wie es auch in der vorliegenden Untersuchung zugrunde gelegt wird, von Bedeutung und sollen deshalb kurz erläutert werden.

Empirische Forschungsprojekte sind in der Methodologie der Grounded Theory als komplexe *Prozesse* konzipiert. Es geht nicht darum, ein im Vorhinein weitgehend aufgrund theoretischer Vorannahmen festgelegtes Programm Punkt für Punkt abzuarbeiten. Vielmehr leiten Erkenntnisse, die aus einem getanen Schritt gewonnen wurden, jeweils den nächsten Schritt an; dabei sind auch reflexive Schleifen möglich und notwendig. Dies betrifft etwa die Formulierung der Forschungsfrage, die zu Beginn des Forschungsprozesses möglichst offen sein soll, in der Auseinandersetzung mit ersten empirischen Materialien aber präzisiert wird und weiteren Schritten eine entsprechende Richtung geben kann (vgl. Strauss/Corbin 1996: 23ff). Generell laufen hier die Erhebung und die hypothesengenerierende Auswertung von Datenmaterial parallel und sind miteinander verschränkt; bereits nach der Erhebung der ersten Daten beginnt die Analyse, deren theoretischer Ertrag wiederum die Basis der weiteren Datensammlung bildet. Dieses Prinzip des „theoretischen Samplings“ (Glaser/Strauss 1998: 53ff; Strauss/Corbin 1996: 148ff) bildet eine der zentralen Ideen der Methodologie der Grounded Theory und war auch für die vorliegende Untersuchung leitend. Dies gilt ebenso für das Prinzip des „ständigen Vergleichens“ (Glaser/Strauss 1998: 107ff), das mit dem des theoretischen Sampling eng verknüpft ist. Der Vergleich ist zum einen die zentrale Strategie der Auswertung erhobenen Materials, zum anderen leitet das Prinzip die weitere Datensammlung an. Das Sample wird sukzessive um Fälle erweitert, die jeweils maximale und minimale Vergleiche unter den am bisherigen Material herausgearbeiteten theoretischen Aspekten erlauben (vgl. Glaser/Strauss 1998: 63f; Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: [27]f).

Ein weiteres Prinzip der Methodologie der Grounded Theory, das das Verhältnis von Theorie und Empirie im Forschungsprozess betrifft, ist die Einbeziehung theoretischen Vorwissens in Form einer „theoretischen Sensibilität“ (Strauss/Corbin 1996: 25). Dies scheint zunächst im Widerspruch zum Postulat der Offenheit des Forschungsprozesses (vgl. Hoffmann-Riem 1980: 343f) zu stehen, der ja gerade nicht als Überprüfung vorgefasster

Hypothesen gedacht ist und von einer Forschungsfrage ausgeht, die auf implizite Theorien hin überprüft werden muss. Die Forschungslogik der Grounded Theory ist jedoch keine induktive, die Hypothesen allein auf der Basis der empirischen Daten generieren müsste. Das wäre allein deshalb schon illusorisch, weil der Zugang zu sozialen Realitäten, um die es hier geht, schon auf der Ebene des Alltagsverständnisses niemals ‚theorielos‘ ist. Die abduktive Haltung umfasst, wie bereits erwähnt, vielmehr ein informiertes Interesse an den fraglichen Phänomenen. Dies bedeutet zum einen, diejenigen theoretischen Vorannahmen – seien es wissenschaftliche oder alltagstheoretische – die die Aufmerksamkeit der Forscherin lenken, zu reflektieren und zu explizieren. Zum anderen ist die Auseinandersetzung mit vorhandenen Theorien über das, was im Fokus der Aufmerksamkeit der Forschenden steht, produktiv für die Auseinandersetzung mit dem empirischen Material und die gegenstandsbezogene Theoriebildung: „Theoretische Sensibilität bedeutet die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Kategorien im Datenmaterial und die Herstellung von Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien, d.h. von Hypothesen, ermöglicht“ (Kelle 1994: 312). Die neu gewonnenen theoretischen Einsichten können dabei die sensibilisierenden Konzepte durchaus in Frage stellen und evtl. zum Einbezug anderer theoretischer Orientierungen führen. Es dominiert also weder die Seite der Theorie noch die der Empirie; vielmehr kommt ein Prozess in Gang, den Bettina Dausien als „spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie“ (1996: 93) beschreibt.

Im Fall der vorliegenden Untersuchung sind neben historischem und Erfahrungswissen über die Frauenbewegung insbesondere wissenschaftliche Konzeptualisierungen von Generation, Biographie und Geschlecht relevant für eine theoretische Sensibilität. In Teil II wurden in der Diskussion der Begriffe die entsprechenden Vorverständnisse expliziert, die in die Auseinandersetzung mit dem empirischen Material eingeflossen sind.

7.3 Das Sample

7.3.1 Die Suche nach Interviewpartnerinnen

Für die Suche nach Interviewpartnerinnen für die vorliegende Untersuchung waren zwei Punkte relevant, die sich vor allem aus den ‚Voreinstellungen‘ des Blicks auf die Frauenbewegung und ihre Folgen einerseits und aus dem Verständnis von Generationalität andererseits ergeben.

Ein wichtiger Anhaltspunkt bei der Suche war das Verhältnis potentieller Interviewpartnerinnen zur Frauenbewegung. Nach von der Frauenbewegung angestoßenen Wandlungsprozessen sollte, wie in Kapitel 2 er-

läutert, nicht nur bei Frauen gesucht werden, die sich in irgendeiner Weise explizit mit der Frauenbewegung verbunden fühlen. Vielmehr war es ein zentrales Anliegen, für eine Einschätzung der Reichweite der Frauenbewegung gerade auch Frauen zu befragen, die bei sich keine besondere Affinität zur Frauenbewegung sehen.

Allerdings erwies sich die Verbundenheit mit oder Distanz zu ‚der‘ Frauenbewegung nicht als eindeutiges Kriterium für die Fallauswahl. Abgesehen davon, dass dafür kaum ein ‚objektives‘ Maß zur Verfügung steht, kann auch die subjektive Selbsteinschätzung potentieller Interviewpartnerinnen als ‚frauenbewegt‘ oder ‚nicht frauenbewegt‘ sehr Unterschiedliches bedeuten. Beispielsweise müssen historische Ereignisse der Frauenbewegung und ihre Rezeption nicht unbedingt zusammenfallen. So können Frauen, die in den 1970er Jahren der Frauenbewegung distanziert gegenüberstanden oder jüngere Frauen, die damals erst geboren wurden, heute feministisch interessiert sein und in der ‚historischen‘ Neuen Frauenbewegung einen wichtigen Bezugspunkt finden (vgl. Klemming/Thon 1998). Ebenso war davon auszugehen, dass auch Frauen, die der Bewegung nie nahe standen, sich dennoch damit auseinandergesetzt haben oder vielleicht auch ohne eine explizite Auseinandersetzung Akteurinnen eines gesellschaftlichen Wandels waren oder sind, der das Anliegen der Frauenbewegung ist. Dies war auch der Grund für die Einbeziehung der Großmuttergeneration. Sie vertritt in der vorliegenden Studie nicht einfach ein weibliches Lebensmodell, mit dem die Frauenbewegung endlich gebrochen hat. Es war vielmehr auch danach zu fragen, welches transformatorische Potential möglicherweise schon die Großmütter an ihre Töchter weitergegeben haben, und welche Impulse auch Frauen, die in den 1970er Jahren das junge Erwachsenenalter schon hinter sich gelassen hatten, vielleicht aus der Frauenbewegung bekommen haben.

Generationalität wird in der vorliegenden Untersuchung, wie in Kapitel 4 erläutert, als interaktiv konstituiert verstanden. Um intergenerationale Wandlungsprozesse sichtbar zu machen, wurden daher miteinander ‚verknüpfte‘ Biographien von Frauen untersucht, wie sie in den Generationenfolgen von Familien zu finden sind. Für die geplante Untersuchung war es daher wichtig, Interviewpartnerinnen aus verschiedenen Generationen einer Familie zu finden, die zueinander in einem Mutter-Tochter-Verhältnis stehen. Dazu mussten Familien gesucht werden, in denen es zum einen überhaupt drei erwachsene Frauengenerationen in direkter Linie gibt (und die alle zu einem biographischen Interview bereit waren). Das bedeutete, dass die älteste Generation noch am Leben und in der Lage sein musste, ein biographisches Interview zu geben; die jüngste Generation sollte bereits das junge Erwachsenenalter erreicht haben. Dadurch wurde die Altersstruktur der befragten Familien bereits teilweise festgelegt, auch wenn sich die Altersverhältnisse von Familie zu Familie sehr unterscheiden. So gehören die insgesamt sechs befragten Großmütter den Jahrgängen 1919

bis 1939 an, die sechs Mütter den Jahrgängen 1947 bis 1958 und die sieben Töchter den Jahrgängen 1968 bis 1980. Eine enger gefasste gemeinsame Kohortenzugehörigkeit jeweils der ältesten, mittleren und jüngsten Generation anzustreben wäre hier nicht praktikabel, weil kaum realisierbar gewesen.

Ebenso wenig praktikabel war eine Auswahl der Familien nach Kriterien wie Schichtzugehörigkeit, Milieu oder Bildungsstand. Über die familialen Generationen hinweg gab es hier große Verschiebungen. Auffällig war zum einen schon auf den ersten Blick die starke Tendenz einer Land-Stadt-Migration, was dazu führte, dass Interviews in ganz unterschiedlichen Regionen der Bundesrepublik und sowohl in ländlichen und kleinstädtischen als auch großstädtischen Umgebungen stattfanden. Die Mitglieder der einzelnen Familien wohnten in der Regel nicht alle an einem Ort, die jüngeren lebten tendenziell eher in der Großstadt. Zum anderen ist ein Charakteristikum der interviewten Familien, dass die jeweils jüngere Generation zumeist einen höheren Bildungsabschluss erreicht hat als die vorhergehende. Während die Interviewpartnerinnen der Großmuttergeneration über einen Volksschulabschluss und zum Teil über eine entsprechende Berufsausbildung verfügen, haben die Frauen der Töchtergeneration alle die Hochschulreife, wenn sie auch nicht unbedingt ein Studium absolvieren bzw. absolviert haben. Dieses Phänomen könnte als ein Effekt der Strategien bei der Suche nach Interviewpartnerinnen erklärt werden. Sie erfolgte zum einen über Aushänge und Zeitungsanzeigen unter Bezugnahme auf den wissenschaftlichen Forschungscharakter des Projekts, wovon sich möglicherweise eher Frauen angesprochen fühlen, die selbst eine Affinität zu akademischen Kulturen haben. Zum anderen war ‚Mund-zu-Mund-Propaganda‘ ein wichtiger Weg, um Familien mit drei Frauengenerationen zu finden. Dritte, die über das Forschungsvorhaben informiert waren, stellten Kontakte zu potentiellen Interviewpartnerinnen her. Bei einer solchen Vorgehensweise besteht die Gefahr, nur ein bestimmtes Milieu zu erreichen. Allerdings wurde sehr darauf geachtet, dass die Familien weit genug außerhalb der persönlichen ‚Reichweite‘ der Forscherin waren. Zudem waren es hier – ebenso wenig wie bei den Aushängen und Anzeigen – nicht unbedingt die akademisch gebildeten Töchter, sondern auch die Mütter oder Großmütter, die Interesse an dem Projekt zeigten und über die der Kontakt zur Familie zustande kam.

Der maßgebliche Grund dafür, dass sich diese weitgehend zufällige Auswahl von Familien dermaßen durch Bildungsaufstiege über drei Generationen hinweg auszeichnet, ist ohnehin eher in dem rapiden Anstieg der Bildungsbeteiligung von Frauen als generelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu sehen. In den interviewten Familien bildet sich also – wenn auch vermutlich in zugespitzter Form – schon etwas ab, das ein wichtiger Teil dessen ist, was näher untersucht werden soll: Der Anstieg im Bil-

dungsniveau von Frauen wird immer wieder als eine der markantesten Veränderungen zwischen den Generationen angeführt.

Dies impliziert, dass in der vorliegenden Studie nur ‚Gewinnerinnen‘ dieses Wandlungsprozesses repräsentiert sind; Familien, in denen die Frauen bis heute nicht von der Bildungsexpansion der 1970er Jahre und ihren Folgen profitieren konnten, fehlen. Damit ist eine Grenze der aus dem vorliegenden Material generierbaren Erkenntnisse markiert. Gleichzeitig kann die Konzentration auf eine Gruppe, in der ein entsprechender Wandel so deutlich gegriffen hat, die Konturen dieses Wandels exemplarisch schärfer hervortreten lassen.

7.3.2 Samplekonstruktion und Theoriebildung

Die insgesamt neunzehn für das Forschungsprojekt geführten Interviews (je sechs Großmütter und Mütter und sieben Töchter, da es in einer Familie zwei Töchter gab, die beide zu einem Interview bereit waren) bildeten lediglich die Grundlage für die Konstruktion des Untersuchungssamples, auch wenn Interviewerfahrungen, im Kontakt mit den unterschiedlichen Familien erworbene Sensibilitäten und die große Bandbreite an Geschichten, die immer wieder Quervergleiche erlaubte, auf unterschiedliche Weise in die Forschungsarbeit einfließen. Die Samplekonstruktion war insofern am Prinzip des theoretischen Sampling orientiert, als im ersten Projektjahr die Erhebung der Interviews mit fünf der Familien und die ersten Auswertungsschritte der bereits erhobenen Interviews parallel liefen. Nach der eingehenderen Auswertung der Interviews von zwei Familien wurde im Abstand von einem Jahr nach Kriterien, die sich aus den Auswertungen ergeben hatte, eine weitere Familie gesucht, die das Sample komplettieren sollte.

Im Detail verlief die sukzessive Konstruktion des Samples folgendermaßen: Die Entscheidung für die intensive Auswertung der Interviews der Familie Aschauer/Arndt/Aumann² in einer ersten Fallstudie fiel aufgrund erster Vergleiche innerhalb des sich noch im Aufbau befindenden Interviewpools. Ausschlaggebend für die Wahl war neben der durchgehend hohen Qualität aller drei Interviews der Umstand, dass die Mutter Marlies Arndt von den 1970er Jahren an in der Frauenbewegung aktiv war. Ihr expliziter Bewegungshintergrund und die Zugehörigkeit zu der Alterskohorte, der viele der Trägerinnen der Neuen Frauenbewegung angehören, machte die Familie Aschauer/Arndt/Aumann für den Einstieg in die intensive Analysearbeit besonders interessant. Die Konstellation ermöglichte es, die Forschungsfragen zunächst einmal sehr direkt an empirisches Material heranzutragen, das sich schon auf den ersten Blick als aufschlussreich erwies.

2 Alle Personennamen sind anonymisiert.

An die Auswertung der Interviews der Familie Aschauer/Arndt/Aumann schloss sich die der Interviews der Familie Bechtel/Büttner an. Im Vergleich mit allen anderen im bereits bestehenden Pool vorhandenen Familien zeichnete sich diese Familie vor allem durch eine große sowohl sozialräumliche als auch, durch die Zugehörigkeit zu einer evangelikalen Glaubensgemeinschaft, weltanschauliche Distanz zur Frauenbewegung aus. Unter diesem Aspekt und auch aufgrund der Verortung in einem ländlichen bis kleinstädtischen Milieu eignete sie sich am besten als Kontrastfall zur Familie Aschauer/Arndt/Aumann, in der alle drei Generationen in Großstädten leben. Dies schließt jedoch nicht aus, dass es unter anderen Perspektiven auch Berührungspunkte zwischen den Familien gibt, wie etwa die Berufstätigkeit der Großmütter, nachgeholt Berufsbildungsprozesse bei den Müttern und Studium und hochqualifizierte Berufstätigkeit bei den Töchtern.

Die Interviews mit der Familie Claussen/Cadenberg wurden erst nach einer intensiven Auswertung und dem Vergleich der ersten beiden Fälle erhoben. Dieser hatte die Frage nach familiären Konstellationen aufgeworfen, in denen erst die dritte Generation einen persönlichen Bezug zur Frauenbewegung hat. Im Kontrast zu den bisher untersuchten Fällen konnte eine solche Konstellation am nachhaltigsten die landläufige Vorstellung von der Frauenbewegung als Projekt einer bestimmten historisch-politischen Generation (der hier der mittleren Generation) irritieren. Die Familie Claussen/Cadenberg wurde unter dieser Perspektive gezielt für eine dritte Fallstudie ausgesucht und interviewt und konnte somit das Sample vervollständigen.

Die Bedeutung der Idee des theoretischen Samplings erschöpft sich jedoch nicht auf der Ebene der Auswahl der Fälle; dann wäre sie hier auch nur in äußerst unbefriedigender Weise umsetzbar gewesen. Denn schon das empirische Material zu einer einzigen ersten Fallfamilie – drei biographische Interviews – ist in sich so komplex, dass sich eine ganze Reihe interessanter Analyseperspektiven daraus ergeben. Es wäre also kaum realistisch gewesen, entweder andere Fälle zu finden, die unter einer ähnlichen Kombination von Analyseperspektiven eine Vergleichbarkeit oder Kontrastierbarkeit gewährleistet hätten, oder angesichts der Anzahl der interessanten Analyseperspektiven eine Vielzahl weiterer Fälle heranzuziehen. Auch die gezielte Suche nach korrespondierenden Fällen ist bei biographieanalytischen Verfahren kaum möglich, da das, worin ein neu hinzuzuziehender Fall von einem bereits untersuchten vergleichbar sein soll, nicht ‚von außen‘ sichtbar ist. Bestimmte biographische Logiken etwa, die für die Untersuchung von Interesse sind, zeigen sich erst in der Auswertung des Materials und nicht bei der Kontaktaufnahme mit einer potentiellen Interviewpartnerin. Bei eben dieser Auswertung des Materials, nämlich für die Auswahl von Interviewpassagen bei der Rekonstruktion der Einzelbiographien, im innerfamiliären intergenerationalen Vergleich und im Quer-

vergleich der Einzelbiographien und Fallfamilien untereinander, war die Idee des theoretischen Sampling jedoch von großer Bedeutung. Schon auf der Ebene der Einzelbiographie ist es, auch wenn hier zunächst ein sequenzielles, an der formalen Struktur des Interviews orientiertes Vorgehen angebracht ist, in jedem Fall hilfreich, immer wieder nach Ähnlichkeiten und Kontrasten zu suchen. Kernstellen, die eine vermutetes Muster bestätigen oder durchbrechen, wurden einer Feinanalyse zugeführt; entdeckte Logiken konnten so bestätigt und differenziert werden, oder die Wahrnehmung der Forscherin wurde wieder irritiert. So konnte die Rekonstruktion der biographischen Konstruktionslogiken Schritt für Schritt weiter vorangetrieben werden.

Nach einer sequenziellen und biographieintern vergleichenden Analyse der Einzelbiographien wurde die Vergleichslogik zunächst innerhalb der Fallfamilien und dann zwischen den Fallfamilien und zwischen nicht familiär verbundenen Einzelbiographien weitergeführt. Dabei sollte sich erweisen, ob eine an einer Einzelbiographie oder einer Fallfamilie entwickelte Kategorie geeignet war, um auch Zusammenhänge in anderen Biographien bzw. Familien aufzudecken und zu beschreiben, oder ob der Vergleich eine Differenzierung der Kategorie oder eine weitere Kategorie als Gegenstück dazu ergab. Der Logik des theoretischen Sampling zufolge wurde die Aufmerksamkeit bei der Auswahl und Bearbeitung weiteren Materials jeweils von den bereits als aufschlussreich befundenen Analysekategorien geleitet, die dadurch wiederum verfeinert werden konnten.

Mit dieser Strategie der Materialauswahl konnte in Bezug auf die erarbeiteten Kategorien auch die in der Grounded Theory angestrebte „theoretische Sättigung“ (Glaser/Strauss 1998: 69) erreicht werden. Damit ist der Punkt gemeint, an dem die in der Rekonstruktionsarbeit entwickelten Kategorien hinreichend differenziert sind, d.h. dass alle für die Kategoriebildung relevanten Aspekte aus dem Material integriert sind und dass auch eine Einbeziehung zusätzlichen Materials zu keiner weiteren Differenzierung der Kategorien führen würde.³ Die Konsistenz des entwickelten Kategoriensystems zeigt sich daran, dass es nachvollziehbar mit Material aus verschiedenen Fällen unterfüttert ist. Die Tragfähigkeit der formulierten Kategorien erweist sich dadurch, dass diese generell als sinnvolle und vielversprechende theoretische Frageperspektiven an soziale Realität über die des Samples hinaus herangetragen werden können.

3 Das soll gerade nicht bedeuten, dass das empirische Material ausgeschöpft werden müsste, so dass daraus keine neuen Erkenntnisse zu weiteren interessanten Aspekten mehr gewonnen werden können. Gerade biographische Interviews sind dazu ohnehin zu vielschichtig, und Biographiekonstruktionen sind mit ihren komplexen Verweisungszusammenhängen in der Rekonstruktion niemals gänzlich einholbar. Die angestrebte Sättigung bezieht sich auf die entwickelten Kategorien, nicht auf die Ausschöpfung des Materials.

7.4 Interviewerhebung

Forschung, die sich im Rahmen des Interpretativen Paradigmas auf die Realitätskonstruktionen von Subjekten bezieht, ist auf empirisches Material angewiesen, das eine bestimmte Qualität aufweist: In ihm sollten subjektive Konstruktionen auf eine Art und Weise entfaltet werden, die derjenigen alltäglicher Situationen zumindest nicht unähnlich ist. Und es sollten darin in erster Linie die Relevanzgesichtspunkte der Subjekte, nicht diejenigen der Forschenden zum Tragen kommen. Für die Methode der Datenerhebung bedeutet das, dass offenen, nicht-standardisierten Verfahren der Vorzug zu geben ist (vgl. etwa Meuser 2003: 140f).

Die gewählte Methode des biographisch-narrativen Interviews (vgl. etwa Alheit 1984; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Schütze 1977; 1983) entspricht neben den Erfordernissen, die mit dem oben beschriebenen biographietheoretischen Zugang verknüpft sind (vgl. 5.2), auch diesen Kriterien. Die Interviewpartnerinnen wurden zu Beginn des Interviews lediglich gebeten, ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen; deren Strukturierung wurde ihnen selbst überlassen. Nach ausführlichen Erläuterungen im Vorfeld, dass dem Interview kein Fragebogen zugrunde liegen würde, weil eine Interviewerin ja im Voraus nicht wissen könne, was im Leben der Interviewpartnerinnen wichtig gewesen sei, reichte das als Erzählimpuls in der Regel aus. Auch wenn es sicher keine alltägliche, sondern eine eher künstliche Situation ist, einer fremden Person die gesamte eigene Biographie zu schildern, gingen die Interviewpartnerinnen damit sehr souverän um. Das Erzählen zumindest von Teilen der Lebensgeschichte ist auch im Alltag ein vertrauter Modus der kommunikativen Biographie- und Selbstkonstruktion.

Die Interviews wurden nach einem Nachfrageteil zu Passagen und Zusammenhängen in der biographischen Haupterzählung, die für die Interviewerin nicht ausreichend nachvollziehbar waren, um einige zusätzliche Fragen erweitert. Diese Fragen betrafen einerseits die Einschätzungen der Erzählerinnen über intergenerationalen Wandel in ihrer Familie und andererseits ihr Verhältnis zur Frauenbewegung. Zunächst wurden die Frauen gebeten, ihr eigenes Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen; Großmütter und Mütter wurden außerdem um den Vergleich mit dem Leben der eigenen Tochter gebeten. Das Thema Frauenbewegung wurde über eine Frage eingeführt, die in etwa lautete: „Wenn es heute noch einmal eine neue Welle einer Frauenbewegung geben würde, wie es sie in den 70er/80er Jahren gab, und Sie könnten bestimmen, was die Forderungen dieser Bewegung wären und welche Anliegen sie verfolgen sollte, was wäre Ihnen dann wichtig?“ Im Anschluss an die Antwort der Erzählerin wurde nach ihren persönlichen Berührungen mit der Frauenbewegung gefragt. Die Fragen zu diesen beiden Komplexen zielten insgesamt weniger auf das Erzählen biographischer Erfahrungen ab als auf Argumentationen, in de-

nen Alltagstheorien über das Geschlechterverhältnis und seinen Wandel, über Generationenbeziehungen und -verhältnisse und über die Rolle der Frauenbewegung zur Sprache kommen sollten.

Die Interviews fanden alle in einem privaten Rahmen, meist in der Wohnung der jeweiligen Interviewpartnerin statt; nach Möglichkeit wurde ein Termin vereinbart, der genügend zeitlichen Spielraum ließ. Auf die Bitte, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, ließen sich die Interviewpartnerinnen in der Regel mit großer Bereitschaft ein, so dass Interviews von rund drei Stunden Länge keine Seltenheit waren und in zwei Fällen sogar ein zweiter Termin vereinbart wurde, um das Interview fortzusetzen.

Auch den Zusatzfragen widmeten sich die meisten mit großer Sorgfalt. In dem Teil, in dem es explizit um Erfahrungen mit der und Meinungen zur Frauenbewegung ging, wurde noch einmal deutlich, inwiefern die jeweilige Erzählerin einen Bewegungshintergrund hatte. Bei den meisten war dies nicht der Fall. Obwohl dann die theoretisierende Auseinandersetzung mit der Frauenbewegung zumeist auf einzelne markante und polarisierende Themen beschränkt war, bezogen sich die Erzählerinnen darauf in differenzierter Art und Weise und machten daran eigene theoretische und politische Positionen fest.

7.5 Auswertung des Interviewmaterials

7.5.1 Transkription und Anonymisierung

Um gleich nach der Erhebung schnell einen Zugang zum entstandenen Material zu bekommen, wurden die Interviews zunächst unter Zuhilfenahme der Tonbandaufzeichnung ausführlich und möglichst nahe am Wortlaut protokolliert. Die Protokolle ermöglichten es, zunächst ohne den zeitaufwändigen Zwischenschritt der Transkription einen Überblick über die Interviews zu erhalten. Zumindest an der Oberfläche konnten wichtige Eckpunkte der Lebensgeschichte herauskristallisiert, dabei aber auch narrative Struktur und subjektive Qualität des Erzählten im Blick behalten werden. Auf dieser Basis konnte im Verlauf des theoretischen Samplings die Entscheidung getroffen werden, welche Interviews intensiv ausgewertet werden sollten. Die vollständige Transkription (Transkriptionsnotation in Anlehnung an Dausien 1996 im Anhang) besonders der langen Interviews erfolgte aus ökonomischen Gründen erst dann, wenn diese Entscheidung für ein Interview (bzw. für alle drei Interviews einer Familie) gefallen war.

Die Transkription ist bereits mehr als ein rein technischer Arbeitsschritt. Zum einen ist die Übertragung des gesprochenen Worts in geschriebenen Text schon eine Interpretation. Zum anderen fokussiert die Arbeit an einem Transkript die Aufmerksamkeit auf den Text; es kommt

zu einer zunehmenden Ausblendung anderer Eindrücke, die zunächst mit der Gesamtsituation des Interviews verbunden waren. Diese Reduktion des zunächst vorhandenen ‚Materials‘, das auch Beobachtungen, Erinnerungen an die Gespräche um das Interview herum oder die Atmosphäre umfasst, auf den Interviewtext bedeutet jedoch auch eine notwendige Konzentration und Entlastung.

Durch die Transkription und auch durch die Anonymisierung aller Personen- und Ortsnamen wird der Interviewtext von der ‚realen‘ Situation, in der er entstanden ist, und der ‚realen‘ Person, die ihn produziert hat, ein Stück weit abgelöst. Dies bedeutet zum einen eine Verkürzung, zum anderen macht es den Text aber auch erst bearbeitbar. Der Anspruch, die Situation ‚so wie sie war‘ mit in die Analyse einzubeziehen oder der Person der Interviewpartnerin ‚gerecht zu werden‘ würde nicht nur den Rahmen eines Forschungsprojekts sprengen. Ihn aufzustellen würde bedeuten, den Charakter des Materials zu verkennen, das keine mehr oder weniger gelungene Abbildung einer ‚eigentlichen‘ Realität ist, sondern ein Text, der unter bestimmten Bedingungen und in verschiedenen Stufen (Interviewsituation, Aufnahme, Transkription), auf die die Forscherin maßgeblich Einfluss nimmt, zustande gekommen ist. Schließlich würde es bedeuten, den Anspruch sozialwissenschaftlicher Theorieproduktion zu verkennen, um die es in der Bearbeitung des empirischen Materials geht: „Kein sozialwissenschaftlicher Text kann beanspruchen, legitime Vertretung des Beschriebenen zu sein, weil jeder sozialwissenschaftliche Text allein die sozialwissenschaftliche Weise des Schauens und Artikulierens vertritt, nie aber das Gesehene und Beschriebene“ (Mecheril 2003: 33).

Insbesondere die Anonymisierung markiert, dass sozusagen die Biographie, wie sie von einer realen Person produziert wurde, zum ‚Fall‘ werden und damit auf eine andere – was nicht heißen soll respektlosere – Weise bearbeitet und analysiert werden kann. Das Interesse der Forscherin bei der Analyse des entstandenen Texts ist nicht dasselbe wie beim Zuhören in der Interviewsituation. Während des Interviews ist es ein viel unmittelbares Interesse an der Person und ihrer Geschichte; zwischen Interviewerin und Erzählerin entsteht eine kurzfristige Beziehung, in die sich auch die Interviewerin als Person einbringt und in der es spontane Sympathien und Antipathien gibt. Über die Transkription, die Anonymisierung und in der Konzentration auf das entstandene schriftliche Material geschieht eine Distanzierung davon, die auch eine Reflexion der Interview-Interaktion ermöglicht. Der Blick auf das Material schließlich ist ein grundsätzlich anderer als der auf die Person in der Interviewsituation. Es werden Fragen an das Material herangetragen, die aus einem anderen Kontext stammen und die häufig nicht die Fragen sind, auf die die Interviewten in ihren Erzählungen Antworten geben. Hier deutet sich ein forschungsethisches Problem an, das jedoch nicht erst an dieser Stelle des Forschungsprozesses bearbeitet, sondern nur durch eine entsprechende Transparenz im Vorfeld der

Interviews angegangen werden kann.⁴ An dieser Stelle des Forschungsprozesses ist es notwendig, sich als Forscherin klar zu machen, dass die Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse nicht ist, die Sicht der Erzählerin auf sich selbst zu reproduzieren, sondern zu rekonstruieren. Das bedeutet nicht, dass die Forscherin ‚mehr‘ über die Interviewte erfährt, als diese über sich selbst weiß, sondern dass sie sich für anderes interessiert. Um eben diese Fokussierung bzw. die Verschiebung des Fokus, der in der Interviewsituation vorherrscht, zu dem, der für die weitere Forschung angemessen ist, vorzunehmen, sind die auf den ersten Blick nur technischen Vorgänge der Transkription und Anonymisierung des Materials wichtige Schritte. Sie bilden die Grundlage für den interpretierenden Umgang mit dem Material.

7.5.2 Interpretation

Ebenso wie die Methode des biographisch-narrativen Interviews darauf ausgelegt ist, die Strukturierung des Gesagten nach den Relevanzgesichtspunkten der Erzählerin zu ermöglichen, so orientiert sich die Auswertung des Materials an dieser Strukturierung. Ein streng sequenzielles Vorgehen bei der Erschließung eines Interviewtexts zielt darauf ab, dieser Strukturierung zu folgen. Das Prinzip der Sequenzialität kann die Forscherin dazu zwingen, im Umgang mit dem Material von bestimmten Voreinstellungen des eigenen Blicks abzusehen, und ist somit eine geeignete Strategie für das Einnehmen einer abduktiven Haltung (vgl. Reichertz 1999: 59).

In einer ersten Annäherung an ein Interview wurde jeweils eine Sequenzanalyse der formalen Struktur des Gesamttextes vorgenommen, wie sie in verschiedenen biographieanalytischen Ansätzen vorgeschlagen wird (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Schütze 1983). Als hilfreich erwiesen sich dafür die von Rosenthal (1995: 220f) im Anschluss an Kallmeyer/Schütze (1977) formulierten „Kategorien für die Sequenzierung“. Durch das Erfassen von Sprecherwechseln, Wechseln der Textsorte – zu unterscheiden sind hier Erzählung, Beschreibung und Argumentation – und Themenwechsel wurden abgrenzbare Textsegmente identifizierbar. Deren Anordnung wurde in Form eines Verlaufsprotokolls (vgl. Alheit/Dausien 1985) festgehalten,⁵ das nicht nur einen Überblick über die Fülle

4 So sollte in Interviewvorgesprächen nicht nur etwa das Spezifische eines biographischen Interviews deutlich gemacht, sondern auch vermittelt werden, dass es der Interviewerin zwar um die ganz persönliche Sicht der Erzählerin geht, dass es aber nicht ihr Interesse ist, diese lediglich zu dokumentieren, sondern sie unter der Perspektive eines wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses auf bestimmte Aspekte hin zu befragen – und möglicherweise etwas ‚daraus zu machen‘, das nicht in der Intention der Erzählerin lag.

5 Im Verlaufsprotokoll wird die inhaltliche und formale Textstruktur eines Interviews herausgearbeitet. In Form einer Gliederung in Suprasegmente, Segmente und Subsegmente wird unter Angabe der genauen Transkript-

des Materials bietet, sondern es auch ermöglichte, bei den weiteren Auswertungsschritten die Struktur des Gesamttextes im Blick zu behalten.

Die detaillierte Analyse von Kernstellen begann mit einer intensiven Analyse des Interviewanfangs. Daraus ergaben sich erste Frageperspektiven, in Bezug auf die nach dem Prinzip des minimalen und maximalen Vergleichs weitere Kernstellen ausgewählt wurden. Allerdings wurde dabei zunächst auch das Prinzip der Sequenzialität eingehalten, indem die jeweils nächsten der intensiven Analyse zugeführten Kernstellen entsprechend ihrer Abfolge im Interview ausgewählt wurden. Der Durchgang durch das gesamte Interview war also zum einen an den sich entwickelnden Frageperspektiven und Hypothesen und zum anderen an der sequenziellen Struktur des Interviews orientiert.

Auch bei der Kernstellenanalyse selbst wurde sequenziell, d.h. ‚line by line‘, vorgegangen. Daneben war auch auf dieser Ebene der Arbeit am Material das für den ganzen Forschungsprozess zentrale Prinzip der Offenheit (vgl. Hoffman-Riem 1980) von Bedeutung. Konkret bedeutete dies hier, zunächst einmal alle möglichen Eindrücke, Assoziationen und Lesarten zu einer Textstelle in Betracht zu ziehen, solange sie auf plausible Art und möglichst ohne Zusatzannahmen an den Text rückgebunden werden konnten. Eng verknüpft mit dem Prinzip der Offenheit ist auch die Strategie, die Perspektiven auf das Material möglichst zu variieren und eine Vielfalt von Lesarten zu produzieren. Durch die „Variation der Perspektiven“ (Kleining 1982: 234) können an einer Textstelle immer wieder neue Aspekte sichtbar werden, je nach dem, welche Fragen an sie herangetragen werden und in welchen theoretischen Kontext sie gestellt wird. Darin zeigt sich die prinzipielle Unausschöpfbarkeit des empirischen Materials, das immer wieder neue ‚Entdeckungen‘ ermöglicht, dessen Bearbeitung damit aber auch nie zu einem endgültigen Ergebnis geführt werden kann.

Für die Variation der Perspektiven auf empirisches Material ist insbesondere die gemeinsame Arbeit an einem Text in einer Interpretationsgruppe geeignet. Auch die für den gesamten Forschungsprozess geforderte Reflexivität spielt auf der Ebene der Arbeit am empirischen Material eine wichtige Rolle. Der Anspruch kann hier eingelöst werden, indem – vorzugsweise ebenfalls in einer Gruppe von Interpretierenden – die Voraussetzungen des eigenen Verstehens und das Zustandekommen von Lesarten transparent und damit auch mögliche blinde Flecken sichtbar gemacht werden.⁶

abschnitte und der Textsorte der sequenzielle Verlauf abgebildet. In der jeweiligen Passage angesprochene Inhalte und erste Interpretationsideen dazu werden in Stichworten dokumentiert.

- 6 Mit der Forschungswerkstatt an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld stand mir während der gesamten Dauer des Projekts eine solche Gruppe zur Verfügung. Die Beschreibung der Prinzipien der Interpretationsarbeit, wie sie hier vorgenommen wird, spiegelt insbesondere die Praxis der

Das Ziel der Interpretationsarbeit am empirischen Material kann wiederum als Rekonstruktion beschrieben werden. Es geht zunächst darum,

„die (häufig impliziten) Konstruktionen eines Textes zu explizieren und – im Hinblick auf ein bestimmtes Interesse und eine Fragestellung – die ‚Regeln‘ zu re-konstruieren, die den Konstruktionen des Textes zugrunde liegen, sowie schließlich einen eigenen Text über den empirischen Text zu erzeugen, der nach den Regeln der Wissenschaft plausibel ist und Zusammenhänge in den empirischen Daten ‚neu ordnet‘ bzw. ‚neue‘ Gesichtspunkte hervorhebt“ (Dausien 2002: 174).

Der dabei entstehende Interpretationstext kann mit Paul Mecheril (2003: 43) auch als „Ko-Konstruktion“ verstanden werden, die durch den Transkripttext ermöglicht wurde, aber aufgrund der gewählten Perspektive dennoch eigenständig ist.

7.5.3 Rekonstruktion von Biographiekonstruktionen

Bei der Arbeit an den biographischen Interviews ist von Bedeutung, sich immer wieder klar zu machen, um welche Art von Material es sich dabei handelt und welche Fragen folglich an dieses Material herangetragen werden können. Erzählte Lebensgeschichten legen mit ihrer Mischung aus Bezugnahme auf in der Vergangenheit ‚objektiv‘ stattgefundenere Ereignisse und der ‚subjektiven‘ Erinnerung daran die vordergründige Frage nahe, inwiefern die Erzählung wiedergibt, ‚wie es wirklich war‘. Auch wenn sich diese Frage mit dem Verweis darauf erledigt, dass das Ziel biographieanalytischer Studien nicht die Rekonstruktion von Ereignissen der Vergangenheit, sondern die von Biographien als Konstruktionen subjektiver und sozialer Wirklichkeit ist, so zieht dies doch eine weitere Frage nach sich, nämlich die nach dem Verhältnis der Erzählung zu den Geschehnissen, von denen erzählt wird. Gemäß dem in Kapitel 5 erläuterten Konzept von Biographie ist die „Referenz auf selbsterlebte und erinnerte Handlungen, Ereignisse, Situationen, Milieus usw.“ Teil der „biographischen Rahmung“ (Dausien 2002: 177), die den Kontext mit ausmacht, in dem der Text des biographischen Interviews entsteht. Vereinfacht gesagt: Der Text trägt zumindest Spuren der Bedingungen, die zu seinem Zustandekommen geführt haben, und dazu gehört auch das, was ‚wirklich passiert ist‘, wenn auch in einer bearbeiteten, immer wieder (um-)gedeuteten, an andere Erfahrungen anschlussfähig gemachten etc. Form. Das Verhältnis zwischen „erlebter und erzählter Lebensgeschichte“, um eine Formulierung von Rosenthal (1995) aufzugreifen, ist also hoch komplex. Sich dies vor Augen zu halten, ist während der Arbeit am empirischen Material

immer wieder nötig, um nicht in eine ‚naturalisierende‘ oder den ‚objektiven Gehalt‘ von Erzählungen prüfende Interpretationshaltung zu verfallen, wie sie im Alltag üblich ist. Dabei ist es hilfreich, sich neben der Frage, wovon im Text die Rede ist, auch immer wieder die Frage zu stellen, wie sich die Sprecherin erzählend zu dem verhält, wovon sie spricht. Auf dieser Basis wurde in der vorliegenden Studie versucht, Interpretationstexte zu den Interviewtexten zu schreiben, die nicht suggerieren zu wissen, was ‚tatsächlich passiert ist‘, sondern in einer nicht-naturalisierenden Distanz verweilen und den Rekonstruktionscharakter sowohl des Interview- als auch des Interpretationstexts immer wieder in Erinnerung rufen.

Es geht also darum, das Interviewmaterial nicht nur im Hinblick auf die erzählten Inhalte, sondern auch „im Hinblick auf das ‚Wie‘ ihrer Verarbeitung und Darstellung“ zu analysieren, das sich als „individuelle ‚Anwendung‘ allgemeiner Darstellungsschemata“ (Dausien 2002: 178) untersuchen lässt. Eine empirisch begründete Systematisierung solcher Darstellungsschemata stellt das Konzept der „kognitiven Figuren autobiographischen Stegreiferzählens“ von Fritz Schütze (1984) zur Verfügung. Schütze versteht darunter „die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsmuster für das, was in der Welt an *Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens* der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als *Plattform gemeinsamen Welterlebens* wechselseitig als selbstverständlich unterstellen“ (Schütze 1984: 80f; Herv. i. O.). Für die Erfahrungsrekapitulation im Kommunikationsschema der Stegreiferzählung nennt Schütze als wesentliche Elemente „*Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung; Ereignis- und Erfahrungsverkettung; Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten* als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse; sowie die *Gesamtgestalt der Lebensgeschichte*“ (ebd. 81; Herv. i. O.). Als besonders aufschlussreich hat sich im Rahmen der vorliegenden Untersuchung immer wieder der Blick auf die kognitive Figur der „Ereignis- und Erfahrungsverkettung“ (ebd.) erwiesen. In der Art und Weise, wie erzählte Ereignisse mit der Veränderung von Situationen in Zusammenhang gebracht werden, spiegeln sich unterschiedliche Erfahrungshaltungen gegenüber diesen Ereignissen wider. Schütze unterscheidet hier „*biographische Handlungsschemata*“, bei denen Intentionalität und Aktivität der Biographieträgerin im Vordergrund stehen, „*institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte*“, die auf einen „*gesellschaftlichen oder organisatorischen Erwartungsfahrplan*“ verweisen, „*Verlaufskurven*“, in denen äußere Ereignisse weitgehend das (Re-)Agieren der Biographieträgerin bestimmen, und „*Wandlungsprozesse*“, wenn mit einem inneren Impuls der Biographieträgerin eine überraschende Veränderung verbunden wird (ebd.: 92; Herv. i. O.). Mit diesen „Prozessstrukturen“ (ebd.: 93) werden also „verschiedene Variationen des Verhältnisses zwischen Intentionalität und Heteronomität, zwischen Innensteuerung und

Außensteuerung von Geschehensabläufen in einer Biographie oder, wie Schütze formuliert, von ‚Handlungs- und Erleidensprozessen‘ erfaßt“ (Dausien 1996: 114).⁷

Die Analyse der kognitiven Figuren und insbesondere der Prozessstrukturen in einer biographischen Erzählung bildet die Grundlage für die Rekonstruktion übergreifender Strukturen und biographischer Muster. Dazu wurden nach den Prinzipien des theoretischen Sampling und des minimalen und maximalen Vergleichs, jedoch zugleich entlang der sequenziellen Struktur des jeweiligen Interviewtexts, Kernstellen ausgewählt und intensiv ausgewertet. Auf dieser Basis wurden zunächst bezogen auf den jeweiligen Einzelfall charakteristische biographische Logiken und ‚Gestalten‘ beschrieben.

Erst im Anschluss an differenzierte Analysen der einzelnen Biographien wurde im Vergleich der Interviews einer Familie nach familiären Mustern, Korrespondenzen und Zusammenhängen oder Transformationen und Brüchen gesucht. Dabei war insbesondere von Interesse, inwiefern sich die einzelnen Interviewpartnerinnen aus ihrer jeweiligen Perspektive auf ein für alle relevantes Ereignis oder Thema bezogen. Besonderes Augenmerk galt auch expliziten Erzählungen oder impliziten Spuren von intergenerationalen Verständigungs- und Aushandlungsprozessen.

Wiederum im Anschluss an die Rekonstruktionen zu jeweils einer Fallfamilie wurden verstärkt Quervergleiche zwischen den Familien und den jeweiligen Einzelbiographien angestellt. Bei letzteren standen zunächst Vergleiche zwischen den Angehörigen derselben familiären Generationen (Großmütter – Mütter – Töchter) im Vordergrund, was sich jedoch zugunsten einer verstärkten Orientierung an bestimmten Themen zunehmend auflöste. Daraus ergab sich schließlich ein komplexes Ineinander der verschiedenen Rekonstruktionsebenen von Einzelbiographie, Fallfamilie, gemeinsamer familial-generationaler Zuordnung und thematischer Gemeinsamkeit.

Die daraus entstandene Fülle einzelner Beobachtungen und abstrahierbarer Einsichten verlangte für ihre theoretische Integration nach einer Systematisierung, die auch für die Frage der Darstellung der Untersuchungsergebnisse entscheidend ist.

7.6 Theoretische Integration und Darstellung der Ergebnisse

Die Präsentation der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung soll einer anderen Logik folgen als der vorausgegangene Forschungsprozess. Das empirische Material und die einzelnen Schritte seiner Auswertung können schon aus Gründen der Überschaubarkeit nicht in ihrer ganzen Breite in

7 Zur ausführlicheren Darstellung vgl. auch Thon 2007: 48ff.

die Darstellung einfließen. Diese greift vielmehr auf den erfolgten Prozess der Theoriebildung und seine Ergebnisse zurück, obwohl auch hier nicht von einem strikten zeitlichen Nacheinander der Arbeitsschritte Auswertung bzw. Theoriebildung und Ergebnispräsentation die Rede sein kann, da das Niederschreiben von theoretischen Einsichten immer gleichzeitig ein Medium ihrer Generierung ist. Allerdings musste ein Modus der Darstellung der rekonstruierten Fälle gefunden werden, der seinen Ausgang von den erarbeiteten theoretischen Kategorien nimmt und diese an ausgewähltem empirischem Material plausibilisiert. Es zeigte sich, dass neben der Bewältigung der Fülle empirischen Materials vor allem die Präsentation der Forschungsergebnisse in einem überschaubaren Format eine der zentralen Herausforderungen im Forschungsprozess darstellte.

Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden auf die zunächst vielleicht naheliegende Darstellungsweise verzichtet, die für jede der drei Fallfamilien eine Rekonstruktion der jeweils drei dazu gehörigen Biographien (d.h. insgesamt neun Biographien) vorlegen, dann die intergenerationale Ebene in den Blick nehmen und schließlich zu Fallvergleichen zwischen den Familien übergehen würde. Dennoch soll die Präsentation der am Material entwickelten theoretischen Ideen nicht von der jeweiligen Einzelfalllogik abgelöst werden. Damit ginge die Kontextualisierung der Kategorien wieder verloren, die durch die detaillierte Rekonstruktion individueller biographischer Gestalten erreicht wurde.

Das Konzept für die Falldarstellungen, wie sie im Folgenden vorgelegt werden, folgt dem analytischen Konzept zentraler *biographischer Konstruktionskontexte*, in denen sich über die Generationen hinweg charakteristische Veränderungen nachweisen lassen, die zudem mit der Politik der Frauenbewegung in Zusammenhang gebracht werden können. Dieses Konzept wurde in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material entwickelt. Es knüpft eng an biographietheoretische Grundlagen an und ermöglicht gleichzeitig den Anschluss an die im Theorieteil der Arbeit formulierten Konzeptualisierungen von Geschlecht und Generation.

Für den Gesamtprozess der Erarbeitung der vorliegenden Studie bedeutete die Entscheidung für das Konzept der biographischen Konstruktionskontexte und die Orientierung der Ergebnispräsentation an diesem Konzept einerseits einen gewissen Bruch mit der beim Schreiben der Interpretationstexte dominierenden Arbeitsweise. Die Präsentationslogik liegt in ihrer Fokussierung bestimmter Themen quer zu der Logik der zuvor entstandenen Interpretationstexte, die auf ein Gesamtbild der zugrunde liegenden Einzelbiographien und familiären intergenerationalen Prozesse abzielten. Andererseits wirkte die Entscheidung für diese Präsentationslogik beim Schreiben der folgenden Kapitel auch wieder im Sinne einer weiteren Präzisierung und Verdichtung auf den Prozess der Theoriebildung zurück und erwies sich somit als produktiv.